

leykam: *seit 1585*

TA-SOM HELENA YUN



OH
SUNNY

ROMAN

leykam: BELLETRISTIK

Für Mina

Why does it always rain on me?

Is it because I lied when I was seventeen?

Travis

WIE EIN VOGEL VON OBEN

Sie stand auf dem Flachdach der Turnhalle mit einer Zigarette in der Hand. Ihre kurze Lederjacke trug sie offen, den Seidenschal wie eine Kette um den Hals gebunden, die Lippen rot geschminkt. Ihre langen Haare umwehten ihr Gesicht. Zehn Jahre waren vergangen. Sie sah immer noch genauso aus wie damals.

Dass ich sie irgendwo oben antreffen würde, hätte ich spätestens ahnen können, als ich das Tor zum Grundstück aufgestoßen hatte. Es quietschte und der Lack blätterte ab. Ich bewegte mich rückwärts auf die Halle zu, setzte behutsam einen Schritt nach dem anderen, um den Lärm des Rollkoffers zu dämpfen, den ich mit beiden Händen hinter mir herzog. Bis hierhin wusste ich, was ich tun würde. Problematisch wurde es ab dem Punkt, wenn ich sie antreffen sollte. Was würde dann passieren? Meine Eltern hatten recht. Ich durchdachte wichtige Angelegenheiten nie zu Ende.

»Hey«, rief eine Stimme. Sie war eindringlich, zugleich hell und tief, ein bisschen rau, ein bisschen kratzig. So klang Ha eben.

Ich stoppte und schaute mich um.

»Hier oben.«

Wie gesagt, ich hätte es ahnen können. Von einem hohen Punkt herabzuschauen, hatte sie schon immer gern gemocht. »Wie ein Vogel, weißt du?«, hatte sie erklärt, aber das war lange her.

»Was tust du hier?«, fragte sie, nahm mit einem Handgriff ihre Haare zusammen und spähte in die Ferne, als würde sie befürchten, es kämen noch mehr von meiner Sorte.

Ich reckte meinen Kopf in die Höhe. »Ich bin's –«

»Ich weiß, wer du bist, Sunny.« Sie fiel mir ins Wort, während sie ihre Zigarette austrat. Stille. Nur das Tor quietschte im Wind. »Was tust du hier?«, fragte sie noch einmal.

Ja, was tat ich hier. Ich suchte nach einer prägnanten Antwort. Kurz genug, um nicht auszuufern, vollständig genug, um verständlich zu sein. So hatte es mein Vater mir beigebracht. Und vielleicht war das der Grund, weshalb ich hier stand. Weil er nie müde wurde mir beizubringen, knappe, gehaltvolle Antworten zu geben. »Das Ergebnis zuerst sagen«, sprach er im Befehlstone und: »Die Gründe nur auf Nachfrage«. Ich konnte oft nicht anders, als letztlich gar nichts mehr zu sagen. Wie in diesem Moment.

Nach einer Weile sagte Ha: »Kannst es dir ja noch überlegen.«

Das Tor fiel zurück ins Schloss. Ich schreckte auf. Es musste der Wind gewesen sein. Ha zündete sich noch eine Zigarette an. »Wer war es diesmal, du selbst?« Ha deutete auf ihre Haare und meinte damit meine, die knapp unter den Ohrläppchen endeten. Ich biss mir auf die Unterlippe und starrte auf meine Fußspitzen. Sie sagte nichts, aber ich spürte ihren Blick auf meinem Kopf.

»Warte!«, rief sie und verschwand.

Ha hatte sich einen großen Mantel übergeworfen, den sie sich im Gehen zuband. Ich hatte meinen Koffer auf den Weg gelegt und mich draufgesetzt. Ha setzte sich direkt neben mich. Es kümmerte sie nicht, ob mein Koffer gleich platzte oder nicht. Und wenn er wirklich platzte, wollte ich ihn einfach wegwerfen. Meinetwegen auch mit dem Inhalt. Ich wusste sowieso nicht, wie ich aus meinem Leben wieder herauskommen sollte.

Ich holte Zigaretten aus dem Rucksack. Ha hatte mich noch nie rauchen sehen. Sie bot mir ihr Feuer an und zum ersten Mal rauchten wir gemeinsam. Ich wünschte, die Zigarette würde nicht enden. Ich war eine Verlegenheitsraucherin. Da legte mir Ha ihre Hand auf den Rücken. Wie früher.

EINE KAMMER IN DER TURNHALLE

Ha zu finden war peinlich leicht gewesen. Ich musste ihren Namen nur in die Suchmaschine eintippen. Ich fand sie sofort, sogar mit Bild, auf der Website des *Koreanischen Kulturvereins Berlin*, wo sie als Geschäftsführerin genannt war.

Ich hatte mir den Weg von Bremen bis zum Vereinssitz, einer Turnhalle, immer wieder angeschaut und die Anreise genau geplant. Die Halle lag in einem Randbezirk, in einer Gegend mit stillgelegten Fabrikgebäuden. Ich fuhr mit dem Zug nach Berlin, nahm die U-Bahn, dann den Bus, lief zwölf Minuten – mit Koffer länger – und war jetzt hier und hatte keinen weiteren Schritt geplant. Ich wusste auch nicht, wo ich in dieser Nacht schlafen würde. Bei Ha zu schlafen wünschte ich mir nicht einmal insgeheim, nachdem ich mich all die Jahre nicht bei ihr gemeldet hatte.

12

»Komm, ich führe dich herum«, sagte Ha, als sie mit der Zigarette fertig war, und stand auf. »Der Parkplatz ist groß, nicht? Die meisten kommen mit dem Auto. Und hier«, sie zeigte auf den Rasenplatz, der vor uns lag, »können wir in den wärmeren Monaten auch draußen Kurse veranstalten. Das stört niemanden. In diese Ecke kommt selten jemand ohne Grund.«

Das glaubte ich ihr. Ich war auf dem Weg an einem Bürogebäude vorbeigekommen, an dem nur verdreckte Firmenschilder hingen.

»Sollen wir in die Halle reingehen?«, fragte Ha und

setzte schon die ersten Schritte in die Richtung. Ich raffte mich auf und zerrte meinen Koffer hinterher, um aufzuholen.

Die Halle hatte an der Vorderseite eine Glasfront mit einer Glastür. Ha wartete davor und half mir, den Koffer hineinzubringen. Im Eingangsbereich standen drei Bänke aus massivem, dunklem Holz an den Wänden. Über einer hing eine großformatige Fotografie, die einen Teil von Seoul aus der Vogelperspektive zeigte. Ich erkannte dieses Bild sofort, auch wenn ich es noch nie in dieser Größe gesehen hatte. Ha hatte mir einen Abzug davon geschenkt, so groß wie ein Blatt Druckerpapier. Es war Has Abschlussprojekt der Fotografie-AG gewesen, als sie noch in Seoul in die Schule ging. Wir sahen uns schweigend das Bild an.

13

»Komm, es ist schon spät. Wir müssen noch einen Schlafplatz für dich herrichten«, sagte Ha und schaute mich an. »Lass den Koffer hier stehen, wir holen ihn anschließend, ja?« Ich war so erleichtert, dass ich mir in die Unterlippe biss.

Sie eilte schon wieder davon, während sie sprach. Ich folgte ihr in den Flur.

»Hier rechts ist die Turnhalle mit den Geräteräumen«, sagte sie wie eine Touristenführerin und legte die Hand an eine große Doppeltür, »die zeige ich dir gleich. Erst zeige ich dir die Räume auf der linken Seite.«

Dort befanden sich zwei gleich große Abstellräume, zwei Duschen mit Umkleidekabinen und am Ende des Ganges das Büro des Vereins und die Treppe zum Dach.

Unter der Treppe war der Wäscheraum.

Nach der Führung überlegte Ha und sagte: »Wir räumen am besten einen der Abstellräume leer. Da kannst du dann unterkommen.«

14 Im einen standen Putzutensilien, der andere wurde meine kleine Kammer. Wir holten zwei rostige Fahrräder heraus und stellten sie vor die Halle. Die *Janggus*, deren Schlagfläche eingerissen war, brachten wir in einen der Geräteraume und stapelten sie in einer freien Ecke. In den Geräteraum gelangte man durch ein Kipptor. In den türkis gebeizten Regalen lagen, gepflegt und geordnet, weitere koreanische Trommeln und Instrumente. Es sah aus wie in Has altem Zimmer. Ich kannte außer Ha keine andere Person, die ihre Regale in Türkis beizen würde. Um diese Farbe zu mischen, hatte sie damals mehrere Anläufe gebraucht. Als sie fertig war, verstand ich, warum sie die Regale nicht lackiert, sondern gebeizt hatte. Die Farbe schimmerte mal mehr und mal weniger durch die Holzmaserung hindurch. Ich lag oft auf Has Bett und starrte auf das Holz, folgte mit den Augen einer Linie, die irgendwo im Türkis endete, und nahm schläfrig eine andere Linie auf. Mit einer Leichtigkeit verließ ich die eine Spur und mit derselben Sorglosigkeit verfolgte ich die andere. Als Ha auszog, um zu studieren, durfte ich die Regale behalten.

»Was ist im anderen Geräteraum?«, fragte ich.

Ha winkte ab. »Relikte«, sagte sie und zog das nächste

Kipptor auf. Ein Wagen mit Bällen sowie Böcke, Barren, Schwebebalken, Turnmatten, Springseile, sogar Hula-Hoops in unterschiedlichen Größen waren dort untergebracht. Alles sehr ordentlich. »Gut, dass wir gerade hier reinschauen. Wir brauchen eine dicke Turnmatte für dich. Als Matratze.«

Und so zogen wir eine Turnmatte aus dem Geräteraum in die Halle über den Gang in meine Kammer. Ein paar Kisten mit Büchern und Broschüren brachten wir ins Büro. Es hatte zwei hohe Fenster und dadurch viel Licht. Die Abstellräume, Umkleidekabinen und Duschräume hatten lang gezogene, schmale Fenster knapp unter der Decke, die mit einem tief angebrachten Hebel gekippt werden konnten. In meine neue Bleibe fand kaum natürliches Licht hinein. Ich stand im Türrahmen und überlegte, ob ich lieber in der Turnhalle schlafen sollte, in der es hell genug war.

15

»Hier ist ein Kommen und Gehen. Ich weiß nicht, ob man es gutheißen würde, wenn hier jemand übernachtete. Auch versicherungstechnisch«, sagte Ha, obwohl ich nichts gesagt hatte, »aber du kannst dich immer im Büro aufhalten.«

Dort befanden sich Bücherregale – ebenso türkis –, zwei Schreibtische, ein Konferenztisch mit mehreren Stühlen und eine Teeküche. Ha kochte uns *Ramyon*, sogar *Kimchi* hatte sie im Kühlschrank, und ich merkte mir, wo alles zu finden war.

»Ich bin morgens gegen neun da. An den Wochenenden komme ich nicht«, sagte sie, als sie ging.

Ich dachte, ich würde mich fürchten, aber es machte mir nichts aus, allein in der Turnhalle zu sein. Das Licht hatte Ha ausgeschaltet, es brannte nur in den Geräteräumen und im Flur, damit ich etwas sehen konnte. Es gab absolut nichts zu sehen und ich musste unbedingt etwas tun. Ich lief ziellos herum. Durch die Glasfront hindurch sah ich auf den dunklen Rasenvorplatz. Die restlichen Wände, die nicht aus Glas waren, waren mit einem festen Stoff ausgekleidet. Schallisolation. Es herrschte eine Stille, die auch mich verschluckte. Ich befühlte die raue Stoffwand, lehnte mich an sie. Schließlich ließ ich mich auf den Boden sinken.

16 Heute Morgen war ich noch in meinem alten Kinderzimmer aufgewacht und jetzt saß ich allein in einer Turnhalle. Ich fühlte mich wohler als in den letzten Wochen, die ich bei meinen Eltern hatte verbringen müssen. Ich war hier bei Ha. Ich fühlte mich, als wäre ich ihr sogar näher als vor zehn Jahren. Wie in dem Gedicht *Insel* von Chong Hyeon-Jong:

섬

Insel

사람들 사이에 섬이 있다. *Zwischen den Menschen liegen Inseln.*

그 섬에 가고 싶다. *Dorthin möchte ich.*

Dabei wollte ich nicht an Gedichte denken. Wer bei jeder Gelegenheit an Gedichte dachte und zum Regal rannte, einen Band herausnahm und laut daraus vorlas, war mein Vater, und ich wollte weder an ihn noch an meine Mutter denken.

Ich sprang auf. Aus dem Geräteraum holte ich einen Hula-Hoop-Reifen und schwang ihn ein paar Mal probeweise um die Hüfte. Ich griff nach einem Springseil, öffnete die Verknotung, als mich bereits die Lust verließ. Ich legte das Springseil zurück. Mit Bällen konnte ich noch nie etwas anfangen. In einer Ecke waren verschieden große Trampoline aufgereiht. Weil es in mir zu kribbeln begann, zog ich ein kleineres heraus und schob es in die Mitte. Ich zögerte, ich kam mir albern vor und sagte zu mir selbst: »Eine sechszwanzigjährige Orientierungslose springt in einer dunklen Turnhalle auf einem Trampolin herum.« Ob das der Beginn vom Verrücktwerden war? Als Kind hatte ich beim Springen gelacht, daran war ja nichts verrückt, aber gleich darauf dachte ich an eine tote Biene. Mir war sofort, als hätte ich Zuckerkörner im Mund, die an meinem Gaumen entlangriefen und sich zwischen den Zähnen verteilten, wie damals auf dem Sofa.

Die quietschenden Federn hatten sich unter meinem Gewicht zusammengedrückt und ich war geflogen, hoch in die Luft. Der warme Sommerwind, der durch die offene Balkontür hereinströmte, umwehte meine nackten Beine, hob den zitronengelben Rock in die Höhe. Zuckerkörner, die zwischen meinen Fingern rollten, bevor ich sie in die

Luft warf, landeten überall und klebten an meinen Füßen. »Schnee!«, rief ich. Jedes Mal, wenn ich eine Zuckerfuhre aufsammelte und wieder in die Luft schmiss, warf ich den Kopf in den Nacken und lachte. Ich hüpfte auf und ab, sprang, so hoch ich konnte.

Der Moment in der Höhe.

Zucker im Mund, Zucker im Haar, Zucker an den Füßen. Ich wollte mich in der weißen, dünnen Schicht wälzen, mit der Zunge über den strukturierten, mit Zucker besprenkelten Polsterbezug des Sofas fahren. Ich hatte selten so gelacht. Niemand war zu Hause, die Sonne schien. Wo ich wohl all diese Zuckertüten herhatte, die es nur in Cafés gab?

Mitten im Lachen landete ich beim nächsten Sprung auf dem Hintern. Ich spürte einen brennenden Schmerz und schrie auf. Sofort musste ich weinen. Ich rollte schwerfällig vom Sofa, als wäre ich ernsthaft verwundet. Und da kam die tote Biene unter mir zum Vorschein.

Natürlich kam meine Mutter ausgerechnet in diesem Moment nach Hause. Sie eilte auf mich zu, sah sich um und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. »Was für einen Unsinn hast du denn hier getrieben?«, rief sie. »Mit deinem Unsinn hast du eine Biene angelockt und getötet. Siehst du, wie groß wir sind? Wie viel Kraft wir haben?« Mehrmals zeigte sie auf die tote Biene im Zuckerschnee.

Ich weinte immer noch. Meine Mutter schob mich zur Seite und begann aufzuräumen. »Du weinst? Woher nimmst du dir das Recht für deine Tränen?«, fragte sie und ich lernte, dass es Tränen gab, für die man nicht getröstet wurde. Trost hatte man sich zu verdienen.

Dasselbe hatte mich meine Mutter Jahre später im Aufwachraum der gynäkologischen Praxis gefragt. Noch benommen von der Narkose weinte ich leise und sie fragte: »Woher nimmst du dir das Recht für deine Tränen?«

Ich zog die Decke über den Kopf. Natürlich dachte meine Mutter, das täte ich aus Trotz. Dabei tat ich es nur, weil ich meinen heftigen Atem verstecken wollte, bis ich mich beruhigt hatte. Es waren keine berechtigten Tränen. Aber wenn ich es mir selbst sagte, kamen schon wieder welche hoch. Ich ertappte mich beim Selbstmitleid. Ich wünschte, meine Mutter hätte mir mit der flachen Hand gegen die Stirn oder gegen den Hinterkopf geschlagen, wie sie es sonst so häufig tat, doch sie rührte mich nicht an. Ich spürte, dass sie mir auswich, dass ich nicht einmal mehr so viel wert war, um eine gewischt zu bekommen.

Dass sie mir dann auch noch die Haare abschnitt, war letztlich nur konsequent. Es besiegelte unseren Bruch.

Seit ich in die vierte Klasse gekommen war, frisierte mich meine Mutter morgens am Küchentisch. Es gab wohl eine Unterscheidung in Korea zwischen der Zeit bis zur dritten und ab der vierten Klasse Grundschule. Sie sagte jedenfalls, ich sei jetzt in die »höhere Klassenstufe« eingetreten, und begann mir die Haare zu machen. Ich hatte glattes Haar, das mir über die Schultern fiel. Kürzer wurden sie nie geschnitten. Offen trug ich sie nur am Morgen vor meiner Mutter. Dann wurden sie geflochten oder gebunden, zu einem Zopf oder einem Dutt. Als ich jünger war, schnitt meine Mutter mir einen runden Pony,

sodass er an den Seiten länger war als über den Brauen. Später ließ sie ihn herauswachsen, weil ich damit zu jung aussah, und sie fürchtete, dass ich nicht ernst genommen werden könnte. Ich lernte meinen Kopf gerade zu halten. Ich kratzte mich nicht am Kopf, legte ihn nicht ab, rieb mich nicht an Wänden, machte keine Purzelbäume mehr, damit die Haare nicht durcheinandergerieten.

20

Es war der Montag nach dem Eingriff gewesen. Ich hatte mich an den Küchentisch gesetzt, was sich umständlich und ungewohnt anfühlte, so als setzte ich mich zum ersten Mal irgendwo hin. Mittlerweile hatte ich zumindest keine Schmerzen mehr. Meine gekämmten Haare trug ich wie jeden Morgen offen. Ich sprach nicht. Ich schaute konsequent auf den Küchentisch. Meine Mutter bewegte sich zur Spüle. Ich hörte, wie sie zu mir herüberkam, spürte, wie sie in meine Haare griff, hörte einen ungewohnten Laut. Die Haare fielen nach vorn, berührten mit den Spitzen mein Gesicht. Da begriff ich es erst: Meine Mutter hatte mir die Haare abgeschnitten. Ich drehte mich ruckartig um, doch noch bevor ich ihr in die Augen schauen konnte, drehte ich mich wieder zurück und senkte den Blick. Brauchte ich etwa eine Erklärung? Zum Glück weinte ich nicht. Dazu hatte ich gar nicht das Recht. Jedenfalls glaubte ich das damals.

Meine Mutter hatte sich danach nie wieder um meine Haare gekümmert. Ich wartete, bis sie wieder über die Schultern fielen, und schnitt sie fortan regelmäßig selbst auf diese Länge. Ich flocht mir die Haare und sagte da-

mit, ich will euch nicht wieder enttäuschen. Ich band mir einen Dutt, der nicht zu hoch und nicht zu tief saß, sondern genau so, wie meine Mutter ihn binden würde, und sagte damit, ich will so leben, wie ihr es für mich vorgesehen habt. Zehn Jahre hielt ich das durch. Zehn Jahre Schuldbegleichung. Und nun hatte ich sie mir selbst abgeschnitten.

Ich setzte mich neben das Trampolin und fasste mir in die kurzen Haare. Ich starrte auf das Trampolin. Vielleicht war ich verrückt geworden. Eine, die ein Trampolin sah und in sich zusammensackte, war vielleicht einfach schon verrückt.